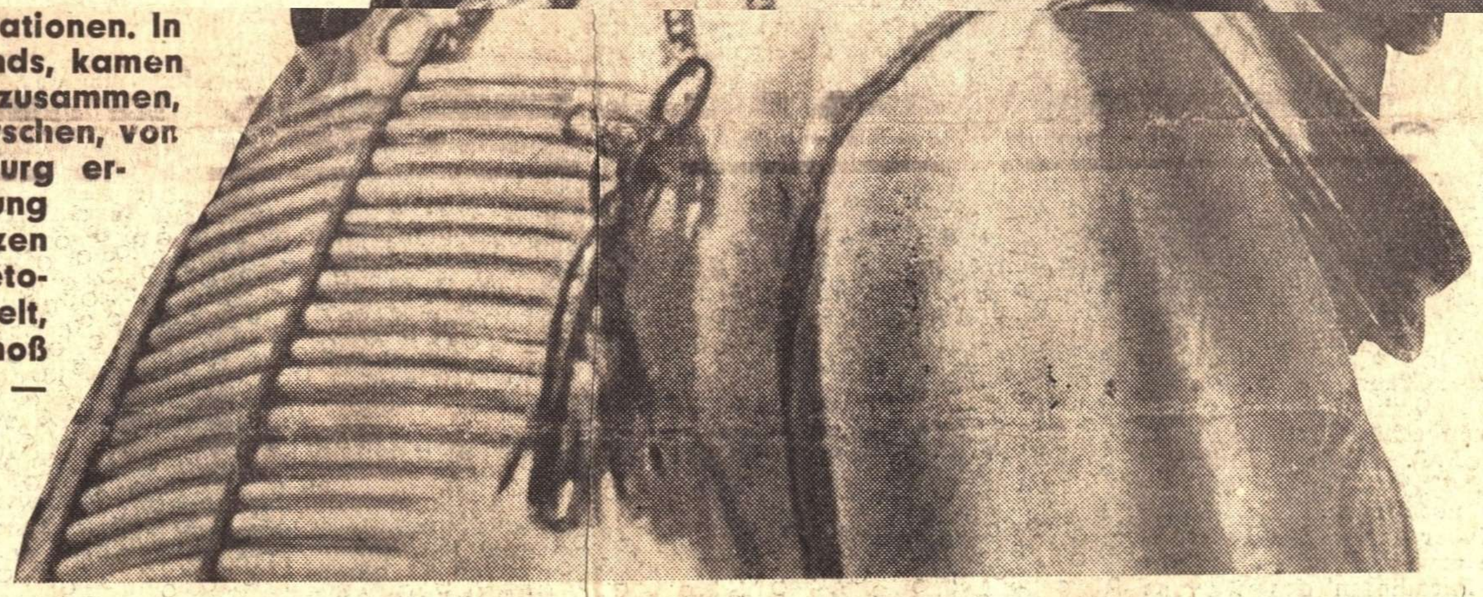
DAS ENDE EINER STOLZEN RASSE

Die Indianer sind Bürger zweiter Klasse in ihrem eigenen Land

Vom Amerika-Korrespondenten des „Wochenend", Heinz Liepman

N Lake Success tagen die Vereinten Nationen. In Charkow, einer Stadt im Süden Rußlands, kamen kürzlich die allgewaltigen Volkstribune zusammen, die die kommunistischen Länder beherrschen, von Ungarn bis zur Mandschurei. Straßburg erlebte erst vor wenigen Wochen die Tagung der Europa-Union. Bei diesen Konferenzen entfaltet sich aller Prunk und aller rhetorische Glanz einer überzivilisierten Welt, der eine unerhörte Macht in den Schoß gefallen ist, mit der — scheint es — wenig Heil und Segen über die Menschheit gebracht wird.

Neben diesen prunkvollen Kongressen ist eine Zusammenkunft beinahe unbemerkt vonstatten gegangen, die eigentlich von viel tieferer, tragischerer Bedeutung sein sollte. Die Zusammenkunft, die in der vorigen Woche begann, fand in Peru statt, in der Nähe der Hauptstadt Lima. Es waren fünf Pressevertreter anwesend, und die Reden, die dort gehalten wurden, kamen von einfachen Männern, von merkwürdigen Gestalten in merkwürdigen altmodischen Anzügen, von Männern mit faltigen, alten, ledernen Gesichtern. Es war der panamerikanische Kongreß für Eingeborenenfragen, der in Peru zusammengetreten war. Nur nannten die Delegierten die Stadt, in der sie sich trafen, nicht Perugo, sondern „Cuzco". „Cuzco" ist der Name der Hauptstadt des alten Inka-Reiches. Es waren wirklich „die Letzten der Mohikaner", die sich hier trafen, die letzten Vertreter einer einst stolzen, großen, kriegerischen Rasse.



So leben die Indianer in unserer Erinnerung, eine stolze, heldische Rasse. Nur der Mutige durfte sich mit einer so prächtigen Federkrone zieren, die von seinen kriegerischen Taten zeugte. Die Federn waren Rangabzeichen, vergleichbar den Abzeichen an Uniformen. Und heute? Darüber erzählt Ihnen nebenstehender hochinteressanter Artikel unseres Amerika-Korrespondenten.

Heute wissen wir, daß der Untergang der indianischen Rasse eines der gewaltigsten und tragischsten Ereignisse unserer gesamten Kulturgeschichte war. Als Europa noch ein primi-

FORTSETZUNG SEITE 7

In den von der amerikanischen Regierung zugewiesenen Reservationen leben die Indianer heute ein ruhiges, beschauliches Leben, sie essen das Gnadenbrot der Regierung — in einem Land, das ihnen einmal gehörte. Unser Bild zeigt den Häuptling La-pah-moh-sah (deutsch: der Adler, der höher und höher fliegt) beim Ableisten des Amtseids als Oberhäuptling des Osage-Stammes vor einem Vertreter der zuständigen Verwaltungsbehörde der USA-Regierung

19491023 ✓

II. Teil

Indianerland ... noch heute ziehen in ihren Reservationen die Indianer durch die Prärie, bald da, bald dort ihre Zelte aufschlagend. Aber das Kriegsbeil ist ein für allemal begraben. Aus den gefürchteten Skalpjägern sind friedliche Viehzüchter geworden, die ihre Herden geruhsam von Weideplatz zu Weideplatz führen.

DAS ENDE EINER STOLZEN RASSE

(Fortsetzung von Seite 1)

tiver Erdteil war, gespalten in unzählige kleine Königreiche und Fürstentümer, deren Kulturereignisse sich auf eine winzige Schicht beschränkten, gab es bereits ein stolzes, kühnes, soziales Kaiserreich im Herzen des amerikanischen Kontinents, das Reich der Inkas. Und der reichste Erdteil unserer Welt, Amerika, war vom äußersten Norden über die mittelamerikanische Enge bis zum äußersten Süden von indianischen Nationen bewohnt, die von frühester Jugend bis zum späten Alter das gewaltige fruchtbare Land durchstreiften, die enger verbunden waren mit Natur, Religion und Kunst als die Nationen auf den anderen Seiten der Ozeane. Heute wissen wir, daß — vielleicht mit Ausnahme der Ägypter und der Chinesen — es niemals in den Jahrhunderten des Altertums und des Mittelalters geistig und körperlich gesundere Nationen gegeben hat. Im einem primitiven Sinn waren die Indianer — Jahrhunderte, bevor andere Nationen zu diesen Erkenntnissen kamen — tief verbunden mit den unerhörten Reichtümern des Himmels und der Erde. Aus den alten Legenden der nordamerikanischen Indianer, die seit vielen Jahrhunderten bis heute überliefert wurden, wissen wir von der innigen Naturreligion, die jene Indianer sich geformt hatten. Wir wissen von den religiösen Moralgesetzen, die auf Toleranz und Sozialgefühl basierten. Die nordamerikanischen Indianer gehörten zu einer der geistig regsamsten, zu einer der schöpferischsten, zu einer der besten Rassen, die die Menschheit hervorgebracht hat.

Auf jenem Kongreß in Peru erhob sich ein Mann namens Robert Bernett und sagte: „Unser Ziel ist, daß es keine Indianer mehr geben soll." Viele der alten Männer mit den ledernen, faltigen Gesichtern nickten. Es war eine tragische Erkenntnis, die sie bestätigten. Die indianische Rasse als solche hat keine Daseinsberechtigung mehr in der Welt der Atombomben. Sie verstanden, was Bernett, der selber ein Vollblutindianer ist, meinte: daß die letzten Indianer, die es noch gab, sich mit den anderen Rassen Amerikas so schnell wie möglich vermischen sollten. Die Männer jenes Kongresses wußten, daß es letzten Endes nicht die „Bleichgesichter" waren, die die Indianer ausgerottet hatten, sondern ein Eliminationsprozeß der Natur. In einer überindustrialisierten, realistischen Welt ist eine tief-romantische, weiche, nomadenhafte und naturverbundene Rasse nicht mehr lebensfähig und darum nicht mehr existenzberechtigt.

Und doch haben die Indianer Nordamerikas sich wie die Helden alter Sagen und Legenden gegen den Untergang gewehrt. Es ist nur siebzig Jahre her, seit „Sitting Bull" („Der sitzende Bulle"), einer der größten nationalen Führer der Indianer, die Stämme des Nordens zu einer großen Einheit zusammenschweißte und dem „Weißen Vater" in Washington den Krieg erklärte. „Sitting Bull" war ein Häuptling der Sioux-Indianer. Wäre er nicht im Jahre 1890 von einem verräterischen Mitglied seines Zeltes erschossen worden, dann wäre es durchaus möglich gewesen, daß die Geschichte der Vereinigten Staaten sich anders entwickelt hätte. Einer der Häuptling ‚Crasy Horse' (‚Wildes Pferd'), besiegte im Jahre 1876 die Armeen der jungen Vereinigten Staaten. Ein großes Kontingent amerikanischer Kavallerietruppen unter General Custer wurde bis auf den letzten Mann niedergemetzelt.

Trotzdem waren es nicht die Feuerwaffen, die schließlich die Vernichtung der Indianer besiegelten. Das Feuerwasser war es, das das Todesurteil der Rothaut besiegelte. Die eigenartige physische Konstitution der indianischen Rasse, die seit vielen Jahrhunderten ein naturverbundenes, unendlich gesundes Dasein führte, ist merkwürdig anfällig gegenüber Alkohol. Noch heute wird ein Indianer, der ein Glas Branntwein trinkt — selbst wenn es sich um einen hochgebildeten, zivilisierten Menschen handelt —, sofort süchtig. Es scheint, als ob die chemische Zusammensetzung indianischen Blutes in irgendeiner Weise allergisch auf die Zufuhr von Alkohol reagiert. Nach einem einzigen Glas Branntwein wird ein Indianer von einem unüberwindlichen Drang nach mehr und mehr Alkohol erfüllt — einem Drang, den er nicht besiegen kann und der ihn zwingt, bis zur vollkommenen Bewußtlosigkeit weiterzutrinken.

Diese merkwürdige Tatsache wurde von den ersten amerikanischen Siedlern schnell erkannt. Obgleich bereits im Jahre 1824 die Regierung in Washington ein Gesetz erließ, nach dem es bei härtesten Strafen verboten wurde, Indianern Branntwein oder sonstige „Feuerwässer" zu verkaufen oder zu verschenken, nahmen die ersten der weißen Pioniere, die in den damals noch wilden Westen zogen, stets einige Fäßchen Branntwein mit auf ihre Expedition. - Durch Branntwein erreichten sie, was weder Gewalt noch Ueberredung erwirkt hatten: Man konnte einen Indianer martern, bis er starb — er würde dem Bleichgesicht weder Felle verkaufen noch die Gegenden verraten, wo man Gold finden konnte. Aber mit einem Fäßchen Branntwein bauten sich die noch heute führenden amerikanischen Millionärs-Dynastien den Grundstein zu ihrem Reichtum. Wir wissen heute aus alten Dokumenten, daß die Begründer der Familien Rockefeller, Gould, Sage und Carnegie, die alle als Pelzhändler in den Wilden Westen zogen und dort reich wurden, Branntwein mit sich führten. Die Halbinsel Manhattan, das Herz der Stadt New York, auf der heute die größten Wolkenkratzer der Welt stehen, wurde für 24 Dollar und — ein Faß Branntwein von den Navajo-Indianern an die ersten holländischen Siedler verkauft.

Es gibt kaum eine spannendere und erregendere Geschichte als die des Untergangs der nordamerikanischen Indianer. Es ist eine tragische Geschichte. Als Columbus in Amerika landete, gab es schätzungsweise drei Millionen Indianer in Nordamerika. Im Jahr 1937 waren es noch 350 000.

Es ist jetzt ungefähr 150 Jahre her, daß die Bleichgesichter aus den Siedlungen an der Ostküste Nordamerikas in das Innere des ungeheuer reichen, fruchtbaren Landes drangen. Jeder Fußbreit Bodens wurde von den Indianern verteidigt, aber unaufhaltsam drangen die Bleichgesichter weiter vor. Wie viele auch von den Pfeilen und Bogen der Indianer zur Strecke gebracht wurden, immer neue Bleichgesichter kamen mit ihren Feuerwaffen und den anderen Errungenschaften ihrer Zivilisation: dem Feuerwasser und den Seuchen, den Lungenkrankheiten und der Goldgier. Im Jahre 1824 beschloß die amerikanische Regierung in Washington die Behandlung der Indianer-Fragen dem Kriegsministerium wegzunehmen, das bis dahin die Lösung der Indianer-Fragen in der Ausrottung der Rothäute gesehen hatte. Das Innenministerium, dem die Lösung der Indianer-Fragen übertragen wurde, schuf ein Büro für indianische Angelegenheiten, das bis zum heutigen Tage existiert. Schon damals beschlossen die Männer in Washington, den Indianern sogenannte „Reservationen" einzuräumen, große Landstrekken, in die kein Weißer eindringen durfte. Aber bis zum Jahre 1924 fiel es den Herren in Washington niemals ein, daß es ja eigentlich die Indianer waren, die die wirklichen Bürger des Landes waren. Erst 1924 wurde im Kongreß der Vereinigten Staaten ein Gesetz erlassen, das den Indianern Bürgerrechte gewährte.

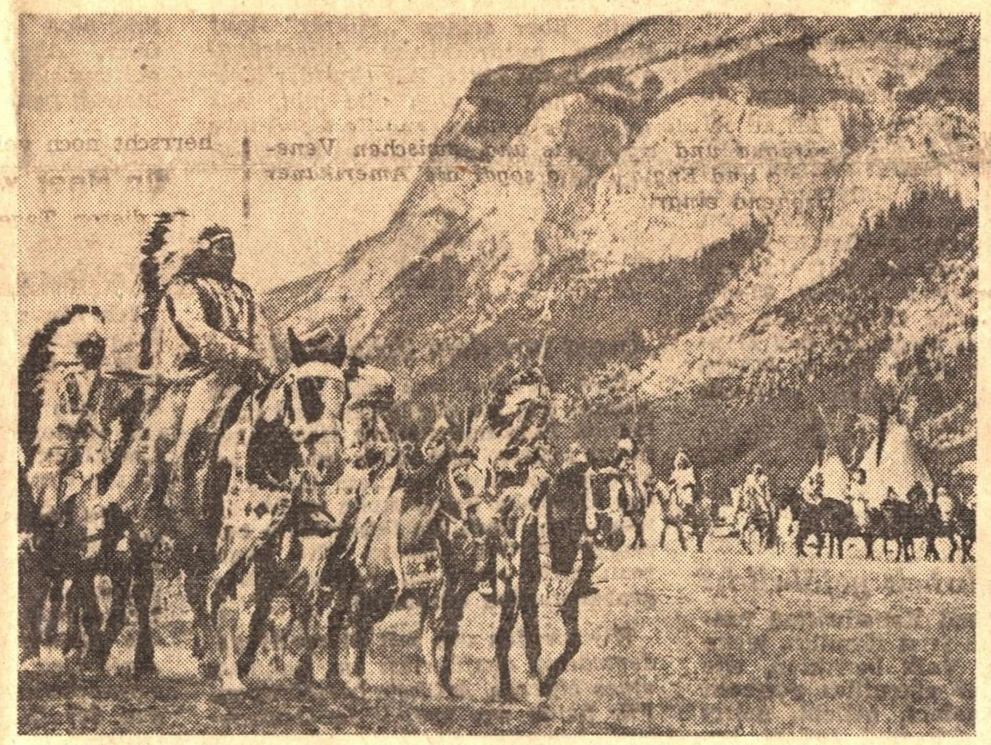
Trotzdem muß man, wenn man der Frage ehrlich gegenübertritt, eingestehen, daß bis heute die Indianer Bürger zweiter Klasse geblieben sind. Immer noch werden sie wie unmündige Kinder behandelt. Sie werden von einer „Reservation" in die andere gejagt, man enthielt ihnen alle Bildungsmöglichkeiten und Entwicklungsmöglichkeiten vor, und dann wunderte man sich, wenn der alte, lodernde Haß der Indianer gegen die Weißen niemals gezähmt wurde und hin und wieder in blutigen Aufständen zum Ausbruch kam.

Karl May, von dem man in Deutschland in den letzten fünfzig Jahren über die nordamerikanischen Indianer informiert wurde, ist niemals in Amerika gewesen, und es scheint, als ob er sich niemals um seriöse Informationsquellen bemüht habe. In den letzten hundert Jahren haben die Indianer ein hartes, demütigendes Dasein verbringen müssen. Erst seit dem ersten Weltkrieg sind ein paar Tausend aus den primitiven Dörfern der „Reservationen" oder den Zeltstädten in die amerikanischen Großstädte übergesiedelt und haben sich schnell einen sehr geachteten Platz innerhalb der amerikanischen Zivilisation erworben. Der größte noch existierende Stamm sind die Navajos mit 62 000 Angehörigen. Man wies ihnen „Reservationen" in den Staaten Arizona, Utah und Neu-Mexiko an, aber man vergaß, daß es in diesen „Reservationen" kaum Wasser gab. Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts kamen Gruppen junger Navajos in Geheimbünden zusammen, stahlen sich Pferde von den großen Farmen weißer Siedler und machten räuberische Ueberfälle auf die Dörfer in der weiteren Umgebung der „Reservationen". Einer dieser Geheimbünde hieß „Second Planting" („Zweite Pflanzung"). Ihr Anführer war ein zwei Meter großer, schlanker, blauäugiger Indianer, der „Hymie, the Horse" genannt wurde. Hymie und seine Truppe von vierzig berittenen und bewaffneten jungen Indianern terrorisierte den Staat Arizona über zehn Jahre lang. Sie kauften sich Fahrkarten für den West-Expreß, einen Luxuszug, der nach Kalifornien fuhr. Zwischen der Stadt Phoenix und der Salzwüste organisierten sie den Ueberfall. Hymie und ein paar Freunde kletterten in die Lokomotive und zwangen den Lokomotivführer, den Zug zum Stehen zu bringen. Dann wurden alle Passagiere beraubt. Männer und Frauen verloren nicht nur ihr Gepäck und ihre Wertsachen, sondern wurden nackt ausgezogen. Dann durfte der Zug weiterfahren. Noch heute erzählt man sich, wie der Zug in der nächsten Stadt, Las Fortas, ankam, mit einem nackten Lokomotivführer und zweihundertfünfzig nackten Passagieren. Die Bande Hymies war außerordentlich erfolgreich. Sie überfiel Banken, Postämter und Farmen. Obgleich berittene Staatspolizei des Staates Arizona über ein Jahr lang hinter der Bande her war, konnten sie nicht gefangen werden. Militär wurde schließlich aufgeboten. Hymie lieferte den berittenen Soldaten eine richtige Schlacht, wobei die Soldaten den Kürzeren zogen. Schließlich mußte erst eine Kompanie, dann ein Bataillon und schließlich zwei Divisionen der Bundespolizei aufgeboten werden. Hymie selber wurde niemals gefangen, obgleich die meisten Mitglieder der Bande schließlich in die Hände der Weißen fielen und gehängt wurden. Es wird behauptet, daß Hymie heute noch lebt, ein großer, schlanker, weißhaariger Mann mit blauen Augen, der ein Schloß in Neu-England besitzt und mit einer Lady der besten Gesellschaft verheiratet ist. Immerhin hatten die vielen indianischen Geheimbünde schließlich doch Erfolg. Die Bewohner des Staates Arizona, die sich niemals sicher fühlen konnten, machten derart viel Lärm in Washington, daß man den Navajos neue „Reservationen" längs des Koloradoflusses zuwies. Als auf den „Reservationen" plötzlich Oel gefunden wurde, wollte die Regierung die Navajos wieder umsiedeln, aber inzwischen hatten die gerissenen Indianer — es wird behauptet, daß „Hymie, the Horse" maßgeblich daran beteiligt war — einige ihrer begabtesten jungen Leute auf östliche Universitäten geschickt und Jura studieren lassen. Diese jungen indianischen Anwälte verfochten die Sache der Navajos mit derartigem Erfolg bis zum Obersten Bundesgericht in Washington, daß schließlich private Oelgesellschaften die ölhaltigen Teile der „Reservationen" für phantastische Summen den Indianern abkauften. Heute ist der Stamm der Navajos der wohlhabendste aller nordamerikanischen Indianer-Stämme; sie haben ihre eigenen Schulen und sogar eine Universität.

Viel schlechter geht es den Sioux-Indianern, die wir vor einigen Jahren auf einer Ferienreise auf ihren „Reservationen" besuchten. Sie leben im Staate South-Dacota, in dessen endlosen Steppen die Sioux immer noch ein nomadenartiges Dasein führen. Die „Hauptstadt" der „Reservationen" heißt Pin Ridge, wo insgesamt

(Fortsetzung auf Seite 15)

Er hat das ganze tragische Geschick der roten Rasse miterlebt, den verzweifelten Kampf gegen die verhaßten Bleichgesichter und die unausbleibliche Niederlage gegen die Übermacht der weißen Eindringlinge. Er zählt weit über hundert Lenze. Staunend hören ihm seine jüngeren Stammesbrüder zu, wenn er am friedlichen Lagerfeuer von jenen Tagen erzählt, in denen die Rothaut unumschränkter Herrscher im Lande war.



So ändern sich die Zeiten. Einst waren die Indianer, hoch zu Roß, die unumschränkten Beherrscher des Landes (links) — heute müssen ihre Abordnungen bei der Regierung in Washington um ihr Gnadenbrot betteln (rechts).

Die Indianer sind Meister des Kunsthandwerks. Soweit sie nicht von der Viehzucht leben, verdienen sie sich ihren Lebensunterhalt durch die Herstellung kunstvoller Waffen, Geschirre und Flechtwerke. Unser Bild zeigt eine Indianerfrau mit einem aus Gras, Farn und Holunderwurzeln geflochtenen Korb. W-Bilder (3), dpa (3), up (1)